

DAS ACHTE KAPITEL

enthält H.'s Jammern nach der Abreise seiner Frau. Er überlegt, ob er depressiv werden will. Dann besucht er die alten Freunde in Stony Brook. Die Erinnerungen an vergangene Zeiten wecken seine Lebensgeister, aber erst als er die Mathematik der süßen Ananas kennenlernt, geht es ihm besser. Er beschließt etwas früher zurückzureisen.

Der klassische Musiksender WCBH dudelte, und H. überlegte beim Aufstehen, ob er sich von seinem Aufenthalt in Boston zu viel versprochen hatte. Er verglich sich mit seinen zielstrebigsten Kollegen in Boston und fand sich nicht besonders erfolgreich. Seine Alterskollegen waren zu Direktoren des Labors für Physik, der Fakultät für Naturwissenschaften oder des Zentrums für Theoretische Physik aufgestiegen, doch er war nur ein einfacher Professor. In der New York Times las er, dass an der staatlichen Universität von Iowa in Ames ein irrer Physiker seinen Doktorvater und fünf seiner Kollegen erschossen hatte. Als Motiv gab er an, dass ihm kein besonderer Preis für seine Doktorarbeit zuerkannt worden sei. In einem beliebig anderen Land hätte der Ehrgeizige sich ein Magengeschwür zugelegt, der Unzufriedene aus Iowa jedoch richtete seinen Zorn nicht gegen sich, sondern trug ihn auf die Straße. War auch er, H. zu

ehrgeizig? H. erinnerte sich an seinen Lateinlehrer in der Sexta, der seinen Vater gewarnt hatte, dass H. übertrieben ehrgeizig sei. Im Laufe seiner Karriere hatte H. immer wieder versucht, die Freude an der Arbeit höher zu bewerten als den Erfolg. Deshalb glaubte H., dass seine Krisen mehr mit der Lösung ungelöster Problemen in der Physik zusammenhingen als mit der Sorge, die nächste Stufe der Karriereleiter zu erklimmen.

H. war mit dem Schreiben seines wissenschaftlichen Artikels gut vorangekommen. Seine Studenten und Mitarbeiter in Deutschland meldeten sich über die elektronische Post auf dem Computer. Deswegen konnte H. den ganzen Tag lang ungestört an seinem Übersichtsartikel schreiben. Manchmal besuchte er ein Seminar oder diskutierte mit seinen Kollegen, wie man die Quarks in das farbdielektrische Modell einbauen kann. Täglich schrieb er seine Ergebnisse auf. Vielleicht sollte er mehr arbeiten, um Erfolg zu haben?

Am Sonntag ging er in eine der vielen Kirchen in seiner Umgebung. Seit seiner Studentenzeit hatte er das nicht mehr getan. In der Emanuel Kirche wurde jede Woche die Bach Kantate des jeweiligen Sonntags aufgeführt. Die Kirche warb für die sonntägliche Messe mit den Worten: *Believing is not a condition of beloving or belonging here.* Der episkopale Ritus erinnerte H. an die katholische Kirche seiner Kindheit. Was suchte er? In den Buchläden fand er sich immer häufiger bei den Verkaufsinselfen »Counselling« oder »Your Health and Mind«. Die Hälfte aller Bostonians nahmen das Antidepressivum Prozac, sagte ihm ein Kollege, als H. ihm von der Wirkung der starken Wetterschwankungen auf sein Gemüt erzählte. Von seinem Erker in der Wohnung aus sah H. nicht mehr den Tower des MIT, sondern die Obdachlosen, wie sie die Plastikflaschen aus den Mülltonnen sammelten. Viele waren mittellos, weil sie nach schwerer Krankheit ohne Versicherung ihr ganzes Vermögen eingebüßt hatten.

In gewissen Augenblicken glaubte er, sich klar zu erkennen. Dieses Wissen wollte er in seinem Gedächtnis an einem separaten Ort aufbewahren, damit es dort gut geordnet und getrennt auffindbar lagerte. Wenn die Kellnerin fragte, »How are you?«, oder der Kassierer sich erkundigte »How are you doing today?«, empfand H. diese Fragen nicht als Höflichkeitsfloskeln. Er übersetzte die Fragen ins Deutsche und überlegte die richtige Antwort. Manchmal wollte er sagen: »Beschissen«, aber er sagte »O.K.«. An anderen Tagen, wenn er sich besser fühlte, hätte er in seiner Muttersprache gesagt: »Ganz gut«. Aber er übersetzte es mit »Very good, excellent«. Er schätzte den »small talk« mit den Amerikanern, den er keineswegs als nur oberflächlich einschätzte. Mit seinen Antworten wollte er ihren Erwartungen entgegenkommen.

H. war im Jahr des Hahns geboren. Die Serviette, die neben dem Teller in Larrys China-Restaurant lag, sagte, dass der im Hahn Geborene Weisheit und Wahrheit suche, Pioniergeist besäße und mit der Ratte, dem Drachen und dem Pferd gut auskäme. Schlecht dagegen würde der Hahn sich mit dem Hasen vertragen. Cecile, Studentin aus Paris, war im Zeichen des Hasen geboren, trotzdem verstanden sie sich gut. H. lud sie ein paar Mal zum Essen ein und sprach mit ihr über Paris. Auf die Frage, ob sie Amerika anders empfinde als Europa, antwortete sie: »Ich weiß es noch nicht. Es ist anders hier. Irgendwie freier.«

Er fand es mutig, dass sie eine Karriere in der Physik anstrebte. Sie war die einzige Frau unter den Physikern im Alter von 25–35, die sich während der Mittagszeit von der Arbeit erholten, indem sie diskutierten, flapsten und Witze machten. Selbst die Witze hatten einen physikalischen Hintergrund:

»The Higgs particle goes to church. The priest says: Leave my church. Why do you call yourself God-Particle, when there is only one god. The Higgs particle answers: If I would not be

here, you could not have mass. (Ein Higgs Teilchen geht zur Kirche. Der Pfarrer sagt: Verlass meine Kirche! Warum nennst du dich Gott-Teilchen, wenn es nur einen wirklichen Gott gibt. Das Higgs-Teilchen antwortet: Wenn ich nicht da wäre, könntest du nicht Masse haben (»to have mass« = auch Messe halten).«

Im Standard Modell werden durch den Erwartungswert des Higgs-Feldes alle Massen der Elementarteilchen erzeugt. Die Fluktuationen des Feldes ergeben das Higgs-Teilchen, welches damals noch nicht entdeckt war und erst ein paar Jahre später am CERN nachgewiesen wurde. Es gibt verschiedene Geschichten, warum das Higgs manchmal »God Particle« genannt wird. Einige sagen, es hieße Gott-Teilchen, weil es für den explosiven Ursprung, die Inflation des jungen Universums vor dem Big Bang verantwortlich sei. Andere behaupten, der Name ging auf einen Experimentalphysiker zurück, der es als God-damned particle bezeichnet hatte, weil es so schwer zu messen sei.

Am Ende des chinesischen Lunchs nahm jeder ein Fortune Cookie. H. bekam die folgende Botschaft: »You are on your way to sunshine country.« Das wollte er nur zu gerne glauben.

Sein Doktorvater Gerry B. hatte ihn in zu einem Vortrag eingeladen. Sollte im November auf Long Island noch die Sonne scheinen? Doch er hatte Schwierigkeiten, das Seminar vorzubereiten. Es gab Verständigungsprobleme zwischen Gerry und ihm. Jeder von beiden meinte, der andere verstünde nicht, was die physikalisch wirklich wichtigen Probleme seien. Gerry war jetzt Mitte sechzig und er fünfundvierzig. Vielleicht lag es am Altersunterschied?

Lehrer-Schüler-Probleme

Sie hatten vor zehn Jahren einen kleinen Disput über H.s Versuche die Wechselwirkung der Nukleonen direkt aus der Quantenchromodynamik zu berechnen. Gerry meinte anfänglich, dass H. das Vorzeichen der Spin-Bahn-Kraft falsch berechnet hatte. Er beharrte darauf, dass die Mesonen Theorie Hideki Yukawas am besten die Wechselwirkung zwischen Nukleonen erklärt. Die Reichweite der dadurch induzierten Kraft nimmt mit zunehmender Masse des Mesons ab. Yukawa postulierte so 1935 die Existenz des Pi-Mesons, welches zweihundert Mal schwerer als das Elektron sein sollte. Das Pi-Meson wurde 1947 dann auch tatsächlich entdeckt. Gerry meinte, die QCD mit den Quarks und Gluonen spielte in der Kernphysik direkt keine Rolle. Er liebte den Wettbewerb und die wissenschaftliche Auseinandersetzung, insbesondere mit der MIT-Gruppe, deren Bag-Model er ablehnte. H. argumentierte, dass bei kurzen Abständen zwischen den Nukleonen die Quarks in ihnen wichtig werden, und deswegen die QCD für das Verständnis der Atomkerne nötig sei. In seinem Haus nahe des Friedhofs von Setauket diskutierten sie. H. begann: »Ich versuche mit Quarks und Gluonen die Wechselwirkung der Hadronen zu verstehen.« G. entgegnete:

»Du weisst, es ist die chirale Wechselwirkung, die zählt.«

Um diese Diskussion zu verstehen, muss man den physikalischen Hintergrund etwas erläutern. In der QCD haben die leichten Quarks eine sehr kleine Masse, so dass die aus ihnen aufgebauten pseudoskalaren Pi-Mesonen einen skalaren Partner der gleichen Masse haben sollten. Da diese chirale Symmetrie aber spontan gebrochen ist, hat das Pi-Meson eine viel geringere Masse als alle anderen Mesonen und ist damit verantwortlich für die Kernkraft mit größter Reichweite. H. antwortete:

»Mit Computer Simulationen kann man das alles richtig hinbekommen.« Gerry erinnerte H. an seine Studentenzeit:

»Ich habe dir beigebracht, wie man die Schrödinger Gleichung nach dem Hartree Verfahren löst, wie wir es mit den ersten elektronischen Rechenmaschinen bei Rudolf Peierls in Birmingham gemacht haben.«

»Ja, ich hatte damals eine Routine aus der Programm Bibliothek benutzt.«

»Du warst schon immer etwas faul gewesen.«

So dämmerte der Nachmittag dahin, die Sonne senkte sich langsam über dem Sund, Gerry bot an, Abendessen zu kochen. Dazwischen kam ein Telefonanruf. Gerry erklärte:

»Das war Hans Bethe, er lässt mich immer seine Rechnungen machen. Er ruft fast täglich an.«

Hans Bethe (86) hatte sich in den letzten Jahren verstärkt für Supernova Explosionen interessiert, stimuliert durch die Beobachtung der Supernova 1987A. Supernova 1A sind Sterne, die ihren Kernbrennstoff aufgebraucht haben und unter dem Einfluss der Schwerkraft kollabieren und danach explodieren. Bethe hatte in Gerry einen aktiven Mitarbeiter gefunden, der sich immer mehr für die nukleare Astrophysik interessierte.

Am nächsten Tag um vier Uhr war H.s Vortrag. Die alte Umgebung des Instituts machte H. müde. Der übliche Zirkus: Gespräche führen, zuhören, Neues lernen, Altes neu erzählen. Er redete mit Jacques, einem holländischen Kollegen. Jacques hatte Aussicht auf eine permanente Stelle, nachdem er schon vier Jahre in Amerika gearbeitet hatte. H. freute sich für ihn.

Lem und Barbara

H. flog erst am Sonntag zurück nach Boston und konnte so vorher noch Lemuel und Barbara zu sehen. Ihr Haus machte einen chaotischen Eindruck. Auf dem Klavier lagen Rechnungen, Kreditkarten und verschiedene Reklamebriefe. Im kleinen Wohnzimmer traf H. Lems Söhne Walter und John. Walter erzählte, er wollte Film studieren. Er bevorzugte Filme mit harten Gewaltszenen. Lemuel berichtete, dass Walter einen Leserbrief an die lokale Zeitung geschrieben hätte, in dem er die Gewalt amerikanischer und japanischer Filme verglich. Nach Walters Meinung sei die amerikanische Filmindustrie zurückhaltender als die japanische. H. gab zu bedenken, ob die Gewalt in Filmen nicht dazu beitrage, dass immer wieder Leute ermordet würden. Walter entgegnete, Filme zeigten doch nicht die Wirklichkeit.

Samstags plante Lemuel einen Spaziergang, zu dem Jack, ein Studienfreund von Lem mitkommen wollte. Sie starteten am Teich beim Hafen. Von da gingen sie links an der East Farm in den Wald, der aus Unterholz und Rhododendron Büschen bestand. H. musste an seine alte Freundin A. denken, mit der er vor fast zwanzig Jahren am Erntedankfest hier an der gleichen Stelle einen Spaziergang gemacht hatte. Damals schienen sie eine lange gemeinsame Zeit vor sich zu haben. Da sie ein Haus gefunden hatten, war Ihr unstetes Leben mit den dauernden Wohnungswechseln beendet. Sie waren Hand in Hand den Weg bis zum Farmstand gegangen. Doch schon im Dezember danach war H. nach Kopenhagen gezogen, und die Beziehung brach auseinander.

Jack erzählte von seinem Leben als freier Schriftsteller. Er berichtete von seinem Aufenthalt in Nicaragua, dessen katastrophale Lage er in seinem neuesten Buch beschrieben hatte. H. wollte Tipps für Boston, wo Jack früher an der Boston

University unterrichtet hatte. Jack empfahl das Harvard Cafe, aber H. kannte es schon. Die drei Männer zweigten an einem kleinen Pfad nach rechts ab. Eine leichte Brise vom Sund bewegte vergilbte Blätter, die verloren an den Bäumen hingen. Auf einem kleinen Hügel erklärte Lem in Napoleonischer Pose, er wollte jetzt eine Zigarette rauchen. Jack hatte eine Verabredung und trennte sich von ihnen. Lemuel erzählte, dass Jacks Vater im zweiten Weltkrieg im Office of Strategic Studies, dem Nachrichtendienst gearbeitet hatte, und Jack die Revolution in Nicaragua als gescheitert ansah.

Lemuel war in Alabama aufgewachsen und hatte die Bürgerrechtsbewegung im Süden miterlebt. Oft hatte er von den 60er Jahren erzählt. Kennedy war 6 Monate vor seiner Ermordung ins Fußballstadion der Universität von Vanderbilt gekommen, wo Lem studiert hatte. Die Stadt Nashville im Staat Tennessee war gemäßigt konservativ. Lem hatte vermutet, dass Kennedy über Bürgerrechte reden werde. Die Polizei hatte schon ein Mitglied der rechtsradikalen John Birch Gesellschaft unter Hausarrest gestellt. Der Präsident ermahnte die lokalen Würdenträger, die Fakultäten und die Studenten, dass in der Verfassung gleiche Rechte und Freiheiten allen US-Bürgern zustünden. Jetzt aber wäre der Zeitpunkt gekommen, diesen Anspruch zu verwirklichen. Die Studenten hätten eine besondere Verantwortung. Lem war kritisch auf Kennedy zu sprechen und lobte dagegen die Leistungen von Lyndon B. Johnson:

»Johnson's civil rights legislation overshadows JFK's record!«

Barbara und Lem hatten sich in Stony Brook kennen gelernt und geheiratet. Lemuel hatte nach dem Studium einen Roman geschrieben, der die Rolle der Weißen in den Südstaaten kritisch beleuchtete. Er hatte den Roman an verschiedene Verlage ohne Erfolg geschickt. Jetzt unterrichtete er an einem Kolleg in Nassau. Barbara hatte als schwarze Frau gleich nach ihrer Promotion eine Professur in Englisch an einem College

gefunden. Die Freundschaft mit Barbara und Lem bedeuteten H. viel. Wenn er es recht bedachte, hatte er in Deutschland niemanden, mit dem er so lange befreundet war.

»Es hat mich sehr gefreut Euch wiederzusehen.« Mit dieser Allerweltsphrase verabschiedete H. sich von seinen Freunden, und alle mussten lachen. Wegen des Umzugs zum Studium nach Amerika hatte H. die Kontakte zu seinen Kollegen in Deutschland aufgegeben. Eine ehemalige Freundin hatte ihn noch einmal mit ihrer Lebensgefährtin und zwei Freunden in Stony Brook besucht, aber sonst waren seine Eltern die einzige Verbindung zu Deutschland. Er hatte damals in Stony Brook Freunde gefunden, mit denen er sich gut verstand. Die Mitstudenten aus Indien, der Türkei und aus Asien waren begeistert von den revolutionären Bewegungen in ihren Ländern. Lemuel hob sich von ihnen durch eine leicht skeptische Haltung ab. Er glaubte dem verführerischen Zauber der Revolution nie. Zusammen mit Barbara war er in der Bürgerrechtsbewegung aktiv. Seine Einstellung war durch keine Ideologie verbaut.

Konferenzen und ihre Höhepunkte

Der Rückflug von Long Island nach Boston war grässlich. H. ängstigte sich in der kleinen Pendlermaschine mit dem Namen Shorty. Es herrschte dichter Nebel, sodass sie 15 Minuten über Boston kreisen musste, weil sie nicht landen konnte. Am Dienstag flog H. nach Seattle. Er kannte die Stadt und die Universität von zahlreichen Treffen. PANIK, Abkürzung für »Particles and Nuclei International Conference« hießen die großen Fachtreffen, die alle drei Jahre stattfanden: Santa Fe, Zürich, Heidelberg, Kyoto, Cambridge/Mass. Eingerahmt von Plenarvorträgen, fanden viele Parallelsitzungen statt, in denen man als angehender Forscher seine Ergebnisse berichtete. Die Dis-

kussionen nach den Vorträgen waren kurz, es sei denn jemand gab einen langen Kommentar, weil er mit aller Gewalt auffallen wollte. Diese großen Konferenzen erzeugten eine leicht aufgelegte Stimmung bei den Teilnehmern. Jeder Vortragende fragte sich, wie er der Kritik standhalten und die Zuhörer überzeugen könnte. Und die Spezialisten! Sie arbeiteten seit Jahrzehnten auf einem ausgefallenen Gebiet und beargwöhnten jeden Neuen, der sich mit frischen Ideen einschleichen wollte. Irgendwann hatte H. die Versammlungen leid und war dann mehr auf sogenannte »Werkstatt« Treffen oder Schulen gegangen, an denen eine kleinere Gruppe teilnahm. Er hatte im Fach von den Mesonen und Kernen zur Physik der Quarks und Gluonen gewechselt. Ihm waren die alten Themen langweilig geworden, in kurzen Zeitabständen passierte nichts Aufregendes. Er wollte einen größeren Überblick gewinnen, die konsequente Detailarbeit war nicht seine Stärke. Jede Konferenz brillierte mit Gastrednern, die etwas Schwung und Flair in das Spezialgebiet trugen. Kurz nach der Entdeckung der Superstringtheorie hatte 1985 Edward Witten in Santa Barbara ein glühendes Plädoyer für diese Theorie gehalten. Er bezeichnete sie als die Quantenmechanik des 21. Jahrhunderts. So wie Göttingen zum Zentrum der modernen Quantenphysik geworden war, so würde jetzt Princeton die Führung auf diesem neuen faszinierenden Gebiet übernehmen. Da war so viel Überzeugung dahinter, soviel Einsicht in tiefe mathematische Zusammenhänge, dass H. auch auf diesem Gebiet arbeiten wollte. Oder der Vortrag 1988 von Andrei Linde aus der Kosmologie, der die Entstehung von vielen Universen postulierte. Bei der schnellen Expansion nach dem Urknall, der kosmischen Inflation, entstanden Babyuniversen, die sich wie Zweige an einem Ast nach je eigenen Gesetzen weiterentwickelten. Nomadisieren, ausprobieren neuer Methoden hatte H. immer fasziniert. Er fühlte sich bestätigt, wenn er am Mittagstisch in Christ Col-

lege in Cambridge von der Kernphysik sprach und der grauhaarige Emeritus neben ihm sagte: »Ach ja, die Kernphysik, die haben wir nach dem Krieg aufgegeben, als Mott die Molekularbiologie etablierte!«

Auf den Physik Konferenzen herrschte wissenschaftlicher Ernst. Redner waren selten witzig, obwohl russische Professoren oft ihre Beiträge mit einer kleinen humorigen Anekdote begannen. Es war wichtig, die Autoren der bekannten Publikationen zu treffen und mit ihnen über ihre Arbeiten zu sprechen. Die Gesten der Vortragenden setzten Akzente, die der schriftliche Text nicht enthielt. Es gab Meister, die durch elegante und klare Vorträge ihr Wissen prägnanter mündlich als schriftlich darstellten. Natürlich gab es auch trockene oder verwirrende Sprecher, die nicht fähig waren, ihre Erkenntnisse den Zuhörern nahe zu bringen. Höhepunkt jeder Konferenz war das Festmahl, in dem nach einer kurzen Rede die Teilnehmer abgespeist und mit Alkoholika betäubt wurden. Einmal in Petersburg passierte es, dass ein Teilnehmer wegen übermäßigen Wodkagenusses vom Stuhl kippte. Aber meist dominierte die kleine Unterhaltung, die im Angelsächsischen als Kunst, im Deutschen als oberflächliches Laster betrachtet wird. Frauen waren in der Physik selten anzutreffen. Die Ehefrauen wurden auf Konferenzen nur zum festlichen Abendessen eingeladen. Da begegneten sich alle drei Jahre Gattinnen, die schon lange nichts voneinander gehört hatten. Heidi begleitete H. nicht auf Konferenzen, sie fand das Los als Ehefrau vom Dienst schrecklich.

Verschiedene kulturelle Leckerbissen warteten auf H. in Boston. In der Tsai Halle wurde die Oper »The Knot Garden« von Tippett angekündigt, die H. anschauen wollte. Eine lange Reihe interessierter Besucher stand schon vor der Kasse, als H. ankam. Die Handlung der Oper war ebenso modern wie die Musik. Hetero- und homosexuelle Paare sangen eine typische

70er Jahre Geschichte: Der Held kämpfte mit einer Geistesgestörten und einer Revolutionärin, was H. gefiel, nur störte ihn die Klimaanlage, deshalb verließ er das Theater schon nach dem zweiten Akt. Mit schnellen Schritten kehrte er in die Commonwealth Avenue zurück. Als er dabei war, die Untergrundbahn in der Station »Hynes Auditorium« zu verlassen, lag eine Jacke vor ihm auf dem Weg. Schreie ertönten vom Ausgang. Eine Frau in einem schwarzen Lackmantel rannte die Treppe hinauf. Oben angekommen sah er zwei junge Männer, einen schwarzen und einen weißen. Der weiße Junge brüllte:

»You fucking bastard you tried to mug me. You tried to mug me.«

Der schwarze Junge hieb mit der bloßen Hand auf das Drehkreuz der U-Bahn, das ihm in dieser Richtung die Flucht aus der Station versperrte. Er schien der Dieb zu sein. Hier war kein Entkommen. Er musste aufgeben. H. beobachtete mit einem Auge den Jungen, mit dem anderen zählte er die Schritte zum Ausgang. Vor ihm waren die Drehtüren. Schnelles Entkommen war unmöglich. Trotzdem hasteten er und die Frau im schwarzen Lackmantel darauf zu. Die Drehtüren quietschten. Er fand sich auf der dunklen regennassen Newbury Street. Als er zum Commonwealth Boulevard einbog, hörte er schon das Heulen der Polizeisirene. Froh über das schnelle Eingreifen der Polizei betrat H. sein Appartement.

Das Buch »Die Damen aus Boston« von Henry James beschrieb die Stadt am Ende des 19. Jahrhunderts. James charakterisierte die frühe feministische Reformbewegung. James Heldin wohnte in der Back Bay, wo auch H.s Appartement lag. Von ihrem Haus sah man auf den Charles River, der zu groß für einen Fluss war, und auf die Back-Bay, die zu klein für eine Bucht war. H. fand, dass James die distanzierte Freundlichkeit und den Eigensinn der Bostoner gut getroffen hatte. Ob die Reformbewegung Ähnlichkeiten mit der heutigen Frauenbe-

wegung hatte? Ihn beeindruckte der Südstaatler, dessen männlicher Verstand auf die Welt der Frauen trifft. H. war gespannt, wie James die Geschichte entwickelte. Die Damen von Boston erinnerten H. an Heidis Freundinnen, die sich in der Schweiz regelmäßig zu ihren »Dissekränzchen« getroffen hatten, auf denen sie sich gegenseitig Mut machten, ihre Promotionsarbeiten zu verfassen.

Der Herbst hatte die Bäume vor seinem Haus auf der Commonwealth Avenue mit hellen Orangetöne angezogen. H. hatte Sehnsucht nach Farben: Zinnoberrot, Kadmiumgelb, Schokoladebraun, Meeresblau. Wo fand er sie? Das Boston Fine Arts Museum zeigte amerikanischen Meister, die H. bisher unbekannt gewesen waren. In den Bildern der Quinceys, Hancocks, Boylsten und Copleys, nach denen Straßen und Plätze in Boston benannt waren, begegnete ihm freundliche, amerikanische Gesichter der Stadt zu Zeiten von Henry James.

Die süße Ananas

Zu den schönsten Seminaren, die H. am MIT hörte, zählte das Seminar über die Ananas. Wer wusste schon, dass die Samen oder Dreiecke an der Außenseite der Ananas in einer Fibonacci-Serie angeordnet waren: erst eins, dann zwei, dann drei, dann fünf etc. Die jeweils nächste Zahl berechnet sich aus der Summe der beiden vorherigen Zahlen. Der russische Physiker wies in seinem spektakulären Vortrag nach, dass die Natur einem Pfad minimaler Energie folgt, wenn sie diese Anordnung wählt. Er hatte auch die Nebenbedingung herausgefunden, die dieser Minimierung zu Grunde lag. Die Mathematik der süßen Ananas. Die Anwendung der Physik auf die Biologie entwickelte sich schneller als die Elementarteilchenphysik, die ein fast fertiges Gedankengebäude darstellte. Zim-

mer in verschiedenen Stockwerken waren noch unfertig. Diese unbekanntenen Teile des Hauses mussten erkundet werden. Sollten wir das Haus immer höher in den Himmel bauen? Sollten wir immer größere Beschleunigerringe bauen? H. überlegte, aber er wusste keine Antwort auf diese Frage.

In der Buchhandlung Waterstone sprach ein Arzt aus Indien über Quanten Heilung und das vorurteilsfreie Leben. Die Zuhörer waren Männer und Frauen der besseren Bostoner Gesellschaft. Einige machten den Eindruck offen für jedes Wort zu sein, das sie vom Redner empfingen. Sie folgten der Rede des Referenten aufmerksam. Andere lullte der Vortragende ein. Der Vortragende machte die Zuhörenden auf die Ursachen ihrer Gedanken und Gefühle aufmerksam. Er befahl, den Zeigefinger am Daumen zu reiben und fragte:

»Fühlen sie, dass der Daumen den Zeigefinger berührt oder dass der Zeigefinger den Daumen überstreicht?«

Da Ursache und Wirkung austauschbar seien, müsste es einen Teil geben, der über beiden stünde. Dieses übergeordnete Element sei Teil eines kosmischen Gewebes, mir schien die Hand Daumen und Zeigefinger zu vereinen. Der Vortragende erwähnte Maharishi, der ihn unterrichtet hätte, wie Menschen mit diesem kosmischen Hintergrund Kontakt aufnehmen könnten. H. war skeptisch, als der Redner begann, Quantenphänomene über weit getrennte Raum-Zeit-Punkte zu verfolgen, und meinte, dass viele Ereignisse mit verschwindend kleinen Wahrscheinlichkeiten einen kreativen Prozess weit über ihren Lebensbereich hinaus erzeugen könnten. Schade, dachte H., dass die Darstellung so esoterisch geworden ist. Verschiedene andere Ideen des Redners hatten ihm gefallen. Zum Beispiel, dass wir nicht nur durch die Wirklichkeit beeinflusst werden, sondern auch durch unser Bild der Wirklichkeit. Unsere Freiheit ergäbe sich aus der Möglichkeit oder besser den tausend Möglichkeiten dieses Bild zu gestalten. Natürlich könnten wir

uns auch den vorgefertigten Reaktionen überlassen, z. B. im Verkehrstau richtig nervös und ungehalten werden. Doch das müsste nicht sein, meinte der Heiler. Der Redner sagte, die Verantwortung für unser Tun im Lichte der kosmischen Vernetzung sei neu zu überdenken, H. dachte an die Reformbewegung im Boston des 19. Jahrhunderts, und dass dieser Vortrag gut in Henry James' Boston gepasst hätte.

Der Redner verführte seine Zuhörer wie ein Magier. Er war ein guter Alltagsphilosoph, der viel gelesen hatte und das Leben kannte. H. musste eingestehen, dass er selbst oft über den Untergrund der Oberflächenwelt spekulierte, wenn er die verwirrenden Strukturen der Wirklichkeit ordnen wollte.

H. merkte, wie zart die Bande waren, die Menschen miteinander verbanden und wie mühevoll es war, Beziehungen aufzubauen und zu pflegen. Wäre da nicht die Freude gewesen, das Feuer der Zuneigung zu entfachen und zu spüren, hätten die Menschen schon längst aufgegeben. Ohne die Wärme einer geliebten Person erstarrt unser Leben in der Routine des Alltags. Was waren Gefühle? Affinitäten chemischer Elemente waren naturgegeben. Anziehungen zwischen Menschen entstanden auch aus Polaritäten. Aber über welche Distanz hinweg wirkten Gefühle? Waren Gefühle immer schon vorhanden? Wann trat ein gewisses Gefühl zum ersten Mal auf? Kam das Gefühl zuerst? Und dann der Körper? Oder umgekehrt? Erprobte der Leib zur Probe Gefühle, um sie kennen zu lernen? Wenn der Kopf nicht mehr fähig war, geordnet nachzudenken und zu einem Entschluss zu kommen, weil nicht genug Zeit vorhanden oder weil die Situation so verwirrt war, dann mobilisierte das Bewusstsein seine unteren Schichten, in denen die vergangenen Erfahrungen automatisch wirkten. H. traute seinem Unbewussten nicht.

Er verweilte nach dem Vortrag noch etwas in dem großen Buchgeschäft, studierte die Bildbände. Er suchte ein Buch mit

den Aquarellen von Homer, einem eigenwilligen Neuengländer, das er nach Deutschland mitnehmen wollte. H. fand ein Buch über Deutschland, das ihn amüsierte. Der Autor empfahl, pünktlich in gepflegter Kleidung zu erscheinen, viele Hände zu schütteln und wenn man zu Kaffee und Kuchen eingeladen wird, über Umweltprobleme zu reden. Auf Autobahnen sollte man nicht vergessen, dass der Überholende manchmal mit erheblich höherer als der eigenen Geschwindigkeit an einem vorbeifahren wollte. H. fand das Buch witzig.

Er hatte Probleme mit dem Wetter in Boston. Gestern am 27. November meldete das Radio 74 Fahrenheit. Er rechnete vierundsiebzig minus zweiunddreißig, dividiert durch neun und multipliziert mit fünf macht 23 Grad Celsius. Warme Luft aus dem mexikanischen Golf zog die Ostküste nach Maine hoch. Seit 1953 war dies Ende November die heißeste gemessene Temperatur. Einige Bostoner hatten Bermudas, T-Shirts und Sonnenbrillen getragen. Am nächsten Tag gingen die Schauer in Dauerregen über. Bei immer noch 15 Grad. Dann fiel die Temperatur um weitere zehn Grad. Die Wohnung wurde kalt. Nachts ging es auf den Gefrierpunkt zu. Draußen war Winter. H. versuchte sich nicht zu beklagen. »Change – what can be changed – and don't waste time on things – which cannot be changed!«

Gleichmütig verzeichnete er, dass er schlecht schlief. Er hatte aufgegeben, sich über die Schlafstörungen aufzuregen. Jeden Morgen prüfte er die Rechenergebnisse nach, die sein Assistent aus Heidelberg schickte. H. programmierte eine Integration, die analytisch nicht mehr durchführbar war. Er arbeitete jetzt angestregter, um mit seinem Artikel fertig zu werden. Am Abend hatte er Rückenschmerzen. Er war müde und fühlte, dass er die Last auf seinem Gemüt nicht länger ertrug. Er beschloss ohne viel Überlegen, den Aufenthalt in Boston verkürzen. Er wollte nur noch bis Ende Dezember zu bleiben.

»Was passiert zwischen den Gedanken? Ruhe winterliche Ruhe? Die Grapefruits liegen gelb in der Obstschale. Was ereignet sich, wenn die Hand beim Schreiben zögert?«

H. wollte seine Wünsche in einen freien Raum bringen. Er wollte sie einzeln dort abstellen, damit er sie erkannte. Der Raum würde sich dann um seine Wünsche kümmern. So ungefähr hatte der indische Vortragende es gemeint. Diese Mischung aus Mystik und amerikanischen Pragmatismus leuchtete H. ein. Vor dem Zubettgehen entdeckte H., dass es für die Lampe im Wohnzimmer zwei Einstellungen gab. Er hatte drei Monate mit der Einstellung trüb-mittelhell verbracht und nicht erkannt, dass es auch freundlich-hell gab. Er beschloss das sofort zu notieren, auch den singenden Neger in dem blauen Schweißhemd, den er am frühen Morgen vor seinem Fenster gesehen hatte. Er wollte Heidi nach Hause schreiben, dass er seinen Aufenthalt abbreche. Was hatte Barbara bei seinem Besuch wiederholt?

»You have to do what is good for you!«